

ALEX CAINE
**UNDERCOVER
UNTER ROCKERN**



Wie ich die Hells Angels und
die Bandidos unterwanderte

riva

*Für meine Kinder,
die unter meinem Beruf leiden mussten und mich dennoch lieben.*

•

Die Namen einiger Personen in diesem Buch wurden geändert,
um Unschuldige zu schützen.



VORWORT

Autobahn 8, Anfang Mai 2002, unterwegs von San Diego nach Osten.

Seitdem ich angefangen hatte, gegen die Dago Hells Angels zu ermitteln, hatten mir Leute, denen ich vertraute, immer wieder geraten, meine Koffer zu packen und Südkalifornien zu verlassen. Das könne nur böse enden, hatten sie gesagt. Jetzt, zwei Jahre danach, befolgte ich endlich ihren Rat, und zwar ziemlich schnell.

Ich hielt mich nicht einmal groß mit Packen auf. Ich schmiss einfach ein paar Kleider, einige Papiere, meinen Computer und ein paar CDs für die Fahrt in meinen Nissan-Pick-up, rief meinen Hund und fuhr nach Osten in die Wüste.

Der Abschied von meinen Betreuern bei der Polizei war kurz gewesen. Sie hatten mich gebeten, noch eine Nacht in der Gegend von San Diego zu verbringen, damit wir ein Abschiedessen veranstalten konnten. Ich ließ sie daher für mich ein Zimmer in einem Motel buchen, aber als ich dann in meinem Auto saß und unterwegs war, hatte ich keine Lust mehr auf einen Zwischenstopp.

Der Abschied von meinen Bikerkumpels war noch abrupter gewesen: Ich hatte sie mit kreischenden Reifen und in einer Wolke aus verbranntem Gummi verlassen, nachdem Bobby Perez, das unberechenbarste und bösartigste Mitglied der San Diego – oder Dago – Hells Angels, mir gezeigt hatte, dass die Dinge einen unangenehmen Verlauf nehmen würden.

Einige Tag zuvor hatte er mich gebeten, seine Waffe – eine kleine Bersa .380 – von Laughlin in Nevada nach El Cajon in Kalifornien zu bringen, nachdem drei Biker in einem Kasino erschossen worden waren. Ich wusste nicht, ob die Bersa bei der Schießerei benutzt worden war oder ob Bobby sie nur nicht selbst über die Staatsgrenze bringen wollte. Immerhin war er auf Bewährung frei und hätte Kalifornien eigentlich nicht einmal verlassen dürfen, geschweige denn mit Kriminellen Kontakt haben. Seine Bitte, die Waffe ins heimische Revier der Dago Hells Angels zurückzubringen, war auf jeden Fall ein enormer Vertrauensbeweis. Doch als meine Kontakteleute bei der Polizei die Waffe beschlagnahmten und erklärten, dass sie mir nicht erlauben könnten, sie einem verurteilten Straf-

täter zurückzugeben, vermasselten sie mir jede Möglichkeit, noch tiefer ins Allerheiligste der Gang einzudringen. »Sagen Sie Bobby, dass Sie das Ding vergraben mussten«, rieten sie mir. »Oder dass Sie es verloren haben. Egal was, denken Sie sich etwas aus.«

Etwas Dümmeres hätten sie nicht tun können, zumal die kleine Waffe Bobby offenbar sehr wichtig war. Als er mich bei einem Treffen spätabends auf einem Parkplatz in El Cajon danach fragte, vertröstete ich ihn mit der Behauptung, ich hätte sie ganz unten im Motor meines Autos versteckt und noch keine Zeit gehabt, sie herauszuholen. Bobby sah mich wütend an und befahl mir dann: »Bring sie morgen um zehn Uhr in die Bar!«

Am nächsten Morgen sollte eine Gedenkfahrt stattfinden, denn einige Tage zuvor war ein Biker umgekommen. Christian Tate, ein Mitglied der Dago Hells Angels, war auf seinem Motorrad von hinten erschossen worden, als er von Laughlin nach Kalifornien gefahren war, etwa eine Stunde vor dem Schusswechsel im Kasino. Und Bobby brauchte die .380 offenbar für diese Fahrt.

Nach der Szene auf dem Parkplatz überlegte ich, ob es nicht besser wäre, den Dago-Fall aufzugeben. Er hatte sich seit einiger Zeit nach Süden ausgeweitet, schon bevor die stümperhafte und streng geheime Polizeiaktion gegen einen Drogentransport der Hells Angels in der Wüste zu wer weiß wie vielen Leichen geführt hatte. Ich hatte vier Biker und zwei Polizisten sterben sehen, bevor man mich schließlich aus diesem Schlamassel herausholte.

In diesem Fall hatte es von Anfang an kein klares Ziel gegeben. Er hatte 1999 mit Ermittlungen gegen einen Quebecer begonnen, der verdächtigt wurde, Kokain von Kolumbien nach Kalifornien und dann mit Unterstützung der Dago Hells Angels nach Kanada zu schmuggeln. Aber der Kerl war einen Tag vor meiner Ankunft in Kalifornien verschwunden. So war aus dem Fall eine Unterwanderung der Dago Angels geworden – wir sammelten Informationen, ohne damit gezielt die Festnahme und Verurteilung von Ganoven zu planen. Um mit der Gang Kontakt aufzunehmen, eröffnete ich ein Fotostudio und spezialisierte mich auf Bewerbungsmappen für Stripperinnen, »Bike pornos« – Bilder von üppig verchromten Harleys vor der untergehenden Sonne – und Ähnliches. Mit der Zeit luden mich immer wieder Gangmitglieder und ihr Umfeld als Fotograf zu Partys und Versammlungen ein. Natürlich durfte ich dabei keinen Biker kompromittieren, ich

hütete mich also davor, jemanden zum Beispiel mit der Nase in einem großen Haufen Kokain zu knipsen.

Nach einigen Monaten begann ich dann, von Leuten, die mit der Gang in Verbindung standen, Kokain und Crystal in moderaten Mengen zu kaufen. Außerdem erwarb ich gestohlene Autos und Waffen: vollautomatische Maschinenpistolen, M-16-Gewehre, umgebaute SKS-Karabiner, Handgranaten und so weiter. Ich gab mich als krimineller Mittelsmann aus, der sich für beinahe alles interessierte, was Geld einbrachte. Dank dieser Käufe entwickelte sich unser kleiner Fall weiter, und wir strebten nun Festnahmen und Verurteilungen an.

Trotzdem war das Ziel immer noch nicht genau umrissen, außerdem neigten meine Kontakteleute zu gefährlichen spontanen Entscheidungen. Im Laufe von zwei Jahren sammelte ich Informationen über korrupte Soldaten, die Gewehre verscherbelten, mexikanische Grenzgänger, die Waffen und Menschen schmuggelten, und russische Mafiosi. Nebenbei kümmerte ich mich um die Hells Angels und ihre Verbündeten. Das Problem war, dass wir wegen dieser vielen verschiedenen Einsatzbereiche nie einen Endpunkt bestimmen konnten, einen Punkt, an dem es hieß: »Gut, jetzt wissen wir genug und es ist Zeit aufzuhören.«

Schlimmer noch: Ich hatte schon früh den vagen Verdacht, dass Operation Five Star nicht vertrauenswürdig war. Gemeint ist die Einsatzgruppe, für die ich arbeitete und die aus Leuten aus der Drug Enforcement Administration (DEA; Bundesbehörde zur Drogenbekämpfung), dem Bureau of Alcohol, Tobacco, Firearms and Explosives (ATF; Behörde für die Überwachung von Alkohol, Tabak, Schusswaffen und Sprengstoffen), dem Sheriffbüro von San Diego und der Stadtpolizei von San Diego und El Cajon bestand. Anscheinend sickerten Informationen an die falschen Leute durch. Anfangs war es nur ein Bauchgefühl ohne greifbare Beweise. Aber im Herbst 2001 rief mich ein bekannter FBI-Chef aus San Francisco an, der schon eine Menge Biker festgenommen hatte, und bat mich um eine Unterredung. Wie sich herausstellte, hatte er den gleichen Verdacht.

Das alles hätte mich zusammen mit der Schießerei in der Wüste eigentlich veranlassen sollen, aus diesem Fall auszusteigen, und zwar schon bevor Bobby Perez mir befahl, ihm seine Waffe zurückzugeben. Aber ich führe gerne zu Ende, was ich angefangen habe, und meine Sicherheit war nie ernsthaft bedroht gewesen. Außerdem wurde ich gut bezahlt: 5000 Dollar plus Spesen im Monat, genug,

um für meine zweite Frau und meine Tochter ein neues Haus in Kanada zu kaufen.

Die Begegnung auf dem Parkplatz überzeugte mich schließlich doch davon, dass der Fall zumindest für mich mit ziemlicher Sicherheit beendet war. Trotzdem nahm ich aus irgendeinem Grund an, dass ich den unvermeidlichen Streit mit Bobby um wenigstens einen oder zwei Tage hinauszögern konnte. Also fuhr ich am nächsten Tag um Punkt zehn Uhr auf das Gelände am El Cajon Boulevard, das praktisch den Hells Angels gehörte. Dort standen ihr Clubhaus, das »Dumont's«, besser bekannt als »die Bar«, und Stetts Motorradgeschäft.

Als ich vorfuhr, lungerten bereits Hunderte von Bikern auf dem Gehweg vor der Bar herum. Und mittendrin stand Bobby. Ich parkte vor einem Hydranten, ohne den Motor abzustellen.

Schon während ich auf Bobby zuing, merkte ich, dass er heute wohl besonders schlecht gelaunt war.

»Hast du sie mitgebracht?«, fragte er.

»Ich finde sie nicht mehr«, sagte ich. »Sie muss während der Fahrt auf die Straße gefallen sein.«

Bobby begann zu zittern. »Komm mit mir nach hinten«, knurrte er. Ich wusste, was sich dort oft abspielte, und hatte keine Lust, mitzugehen.

»Klar«, antwortete ich und drehte mich um, »aber zuerst muss ich richtig parken und den Motor abstellen. Bin gleich wieder da.« Dann sprang ich schnell in mein Auto und fuhr los.

Bobby schrie einem Typen zu, dass er mich aufhalten solle. Und tatsächlich zog der Kerl an der Tür auf der Beifahrerseite, aber sie war zum Glück abgesperrt. Als ich Vollgas gab, ließ er los. Dann raste ich davon, fuhr in mein Studio, um ein paar wichtige Sachen zu holen, und war wieder unterwegs.

In einem schlechten Roman würde der nächste Satz vielleicht lauten: »Eine Woge der Erleichterung umspülte mich, als ich in die reine, klare Wüstenluft fuhr, weg von der Gefahr und dem Verrat der vergangenen zwei Jahre.« Aber wenn ich überhaupt so etwas wie Erleichterung verspürte, dann war es eher ein Tröpfeln als eine Woge. Natürlich war es ein gutes Gefühl, El Cajon und San Diego zu verlassen und mein Leben wieder selbst bestimmen zu können. Es gab jetzt keine Poli-

zisten oder Hells Angels mehr, die mir sagten, was ich zu tun hatte. Doch das gesamte Gebiet zwischen San Diego in Kalifornien und Phoenix in Arizona, das 480 Kilometer östlich liegt, gehört zum Revier der Hells Angels. Es war durchaus denkbar, dass Bobby vor der Fahrt zu Christian Tates Beerdigung die Hells-Angels-Mitglieder östlich und nördlich von San Diego angerufen hatte, damit sie mich suchten. Andererseits war die Teilnahme an der Gedenkfahrt für ein Mitglied – für jedes Mitglied, selbst wenn es wie Tate ein eher unbedeutendes war – für alle Hells Angels der Umgebung Pflicht und für alle befreundeten Clubs sehr zu empfehlen. Darum hoffte ich, dass sich alle, die mich möglicherweise aufhalten wollten, bereits hinter mir befanden.

Es war auf jeden Fall schon einmal gut, dass niemand in meinem Studio aufgetaucht war, als ich gepackt hatte. Mein Unbehagen flaute daher ein wenig ab, in der Wüste nahm es dann allerdings wieder zu. Während meines Aufenthalts in San Diego hatte ich viele Sonntage in der Wüste verbracht. Ich war oft mit Hund oder allein spazieren oder auf Entdeckungsreise gegangen. Die Ruhe und der Frieden dieser Gegend hatten mir gut getan. Aber jetzt war die Wüste keine stille, erholende Oase mehr, sondern ich fühlte mich nur sehr verwundbar.

Doch je weiter ich fuhr, je weiter ich das Chaos hinter mir ließ, desto besser fühlte ich mich. An den beiden ersten Tagen schlief ich nur kurz auf Rastplätzen und Lkw-Parkplätzen und fuhr die Nacht durch, um die Entfernung zwischen mir und meinen Problemen zu vergrößern. Später, im Mittleren Westen und weiter östlich, wurde ich dann ruhiger und legte regelmäßige Pausen ein, um Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, etwas zu essen oder in einem Motel zu übernachten.

Während der ganzen Zeit dachte ich über diesen Einsatz nach, der eben so spektakulär zu Ende gegangen war, und über meine Karriere als gedungener Agent.

Seit fast 25 Jahren, also beinahe die Hälfte meines Lebens, habe ich für diverse Polizeibehörden gearbeitet – RCMP (Royal Canadian Mounted Police; königliche kanadische berittene Polizei), FBI, DEA, ATF, RHKP (Royal Hong Kong Police), RNC (Royal Newfoundland Constabulary; Polizei des früheren Neufundland) – und mich in kriminelle Vereinigungen auf der ganzen Welt eingeschlichen, um der Polizei bei deren Zerschlagung zu helfen. Meine Ziele waren kriminelle Biker, die chinesische Mafia, russische Mafiosi, pakistanische Heroinschmuggler sowie

ganz gewöhnliche Drogenbarone, korrupte Polizisten und Militärs, sogar der Ku-Klux-Klan. Die Arbeit war immer lukrativ und aufregend gewesen, und ich hatte immer für die Guten gekämpft, aber was hatte mir das genutzt? Und was hatte es aus mir gemacht? Für jeden Auftrag musste ich mir ein paar Monate oder auch mehrere Jahre lang eine neue Identität zulegen. Manchmal gab ich mich als Verbrecher aus, als Berufskiller oder Drogenhändler. Bisweilen war meine Deckung auch komplexer, dann war ich ein Versicherer, der auf Investmentbetrug und Geldwäsche spezialisiert war, ein Importeur, der auch Drogen und Prostituierte ins Land und gestohlene Luxusautos aus dem Land brachte, oder ein Konzertveranstalter, der an allem interessiert war, was Geld einbrachte.

Ich identifizierte mich immer total mit diesen Personen, lebte mich ganz in sie hinein und schob mein wahres Ich dafür beiseite. Dabei glaubte ich stets, dass ich dieses wahre Ich dann problemlos wiederauferstehen lassen konnte, wenn der Job beendet war. Aber mit der Zeit wurde mir klar, dass mein wahres Ich, wie auch immer es aussehen mochte, mangels Sonnenlicht allmählich verwelkte, mangels Nahrung vertrocknete und mangels Übung verkümmerte.

Sogar zwischen den Jobs – die meist mehrere Monate dauerten – war es schwierig, wieder ich selbst zu werden. Wenn mein Auftrag zu einer Festnahme geführt hatte, dann verbrachte ich diese Zeit oft mit Vorbereitungen auf die Gerichtsverhandlung, oder ich ruhte mich einfach nur aus. In beiden Fällen war es schwer, meine alte Persönlichkeit wieder anzunehmen. Außerdem stand oft schon der nächste Auftrag in Aussicht.

Schon oft hatte ich ans Aussteigen gedacht. Und bis Mitte der achtziger Jahre, als ich mich mit dem Ku-Klux-Klan einließ, hatte ich meine Arbeit nie als echten Beruf angesehen, höchstens als Serie von Jobs, die mir irgendwie zugefallen waren und aus denen ich ebenso plötzlich und ungeplant wieder entlassen worden war. Aber kein Job war so unbefriedigend gewesen wie der in San Diego. Keiner hatte uns unserem Ziel so nahe gebracht und keiner hatte einen so bitteren Nachgeschmack bei mir hinterlassen.

Ich war auch noch nie zuvor so entschlossen, alles hinzuschmeißen, wie auf dieser Autobahnfahrt quer durch den Süden des Mittleren Westens und dann die Ostküste entlang nach Maine. Dort fuhr ich über die Grenze nach New Brunswick und dann Richtung Ostkanada zu meiner Familie. Das Gefühl, endlich wirklich

ausgestiegen zu sein, wurde immer stärker. Mein Auftrag hatte sich nicht nur sehr verändert, seitdem ich begonnen hatte, und das nicht zum Besseren, ich spürte auch, dass ich langsam zu alt für solche Jobs wurde, dass mich das Ganze zu sehr mitnahm. All dies führte dazu, dass ich endlich das tat, was die Polizisten, mit denen ich zusammengearbeitet hatte, mir schon oft geraten hatten: Ich setzte mich hin und schrieb meine Geschichte auf.



KAPITEL EINS

EIN GANZ ANDERES LEBEN

Viele Leute führen nicht das Leben, das ursprünglich von ihnen erwartet wurde. Bauern ziehen Kinder groß, die Künstler werden, Fabrikarbeiter haben Kinder, die Forscher und Universitätsprofessoren werden. Und es gibt Schläger und Verbrecher, die in wohlhabenden Diplomaten-, Anwalts- oder Arztfamilien aufgewachsen sind. Aber es gibt wahrscheinlich nicht viele Äpfel, die so weit vom Stamm fallen wie ich. Ich hätte durchaus in einem ganz anderen Obstgarten landen können.

Ich wurde in einer Arbeiterfamilie in Hull, Quebec, geboren, sozusagen im Schatten des kanadischen Parlaments, das hoch oben auf einem Felsen jenseits des Flusses Ottawa steht und auf uns herabschaute, und doch eine ganze Welt davon entfernt. War das englischsprachige Ottawa nach dem Krieg ein eigenartiger Ort, eine Stadt der Holzhändler, die gerne eine internationale Hauptstadt gewesen wäre, dann litt das französischsprachige Hull nicht an solchen hochmütigen Anwendungen: Hull war eine Stadt der Holz- und Papierindustrie, in der die katholische Kirche immer noch weitgehend das Sagen hatte, in der es aber dennoch auch Bordelle und Bars gab.

Mein Vater arbeitete nicht in den Fabriken, sondern im Château d'Eau, dem städtischen Wasserwerk, das sowohl das Wasser der Stadt filterte als auch den Strom für die Straßenlampen und öffentlichen Gebäude lieferte. Er hatte die Stelle ein oder zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus dem Zweiten Weltkrieg bekommen, kurz bevor ich geboren wurde. Vor dem Krieg war die Musik sein Leben gewesen, und er hatte sich sein Geld als Banjo- und Gitarrenspieler bei zahllosen Hochzeiten und Partys verdient. »Ich habe Frauen und Freibier bekommen, und mehr brauchte ich nicht«, pflegte er zu sagen. Aber aus dem Krieg kam er mit meiner Mutter nach Hause zurück, die er in Halifax, seiner Marinebasis auf dem Weg von und nach Europa, kennengelernt hatte. Daher brauchte er jetzt eine richtige Arbeit. Er bekam den Job durch Vermittlung seines Bruders Alfred, den wir immer »mon'onc Fred« nannten. Fred hatte zusammen mit meinem Vater in

der Marine gedient, und beide hatten am D-Day an der Operation Juno Beach, der Landung der Alliierten in der Normandie, teilgenommen. Als er nach Hause kam, ergatterte er eine Stellung als Briefträger.

Es sah ganz so aus, als sei meiner Familie ein Leben im Wohlstand und im Glück der Nachkriegszeit vorbestimmt – feste Arbeitsplätze, Familie, Frieden. Aber es gab ein Problem, vielleicht auch drei: Meine Mutter war halb Irin, halb Indianerin und sprach kein Wort Französisch.

Für die Familie meines Vaters bedeutete Quebec die Welt, und es gab kaum etwas Schlimmeres für sie, als »englisch« zu sein. Die Engländer waren protestantische Eroberer, Besatzer und Schwindler. Sie waren die Bosse und somit auch die Leute, die dafür verantwortlich waren, dass die Franzosen weniger Geld verdienten und keine leitenden Stellungen bekamen. Sie waren die humorlosen, verklemmten, überlegenen Geizhalse, die die Regeln bestimmten und einem den Spaß am Leben verdarben. Meine Großmutter sagte oft: »Un anglais trouverait une roche dans six pieds de neige« – ein Engländer würde einen Stein noch in zwei Meter hohem Schnee finden. Was immer das genau bedeuten mochte.

Aber Irin oder Indianerin – und sogar beides zugleich – zu sein, war noch schlimmer, als Engländerin zu sein. Die Iren galten als Widerlinge, die bereit waren, für einen Hungerlohn zu arbeiten, und den Franzosen die Jobs stahlen. Dass sie katholisch waren, war zwar ein kleiner Pluspunkt, dass ihre Kirche aber drüben in Ottawa war, galt als weiterer Beweis dafür, dass sie Handlanger der Engländer waren. Und auf die Indianer sahen sowieso alle herab, und das aus jedem Grund, der sich irgendwie gerade anbot. Sie waren Trinker, arm oder sprachen einfach nicht Französisch. Und obwohl es viele Katholiken unter ihnen gab, galten sie im Grunde genommen als Heiden.

Wahrscheinlich hatte sich die Einstellung meines Vaters während seiner Dienstzeit bei der Marine in Europa verändert, sodass er solche Vorurteile ablegen konnte. Denn sonst hätte er Mary O'Connor wohl nie geheiratet und mit nach Hause gebracht, zumal sie bereits ein Kind hatte, James. Es stammte von einem schwedischen Seemann, der vorübergehend in Halifax gewesen und dann weitergesegelt war, ehe er von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte. Mon'onc Fred und seiner Frau Émilienne, für uns die Verkörperung von Klasse und Würde, waren solche Vorbehalte ebenfalls fremd.

Aber das galt nicht für die Mutter meines Vaters und seine Schwestern Cécile, Irène und Laurette. Sie hatten alle Zeit der Welt und eine Menge Platz in ihrem Herzen für Marys halb schwedischen Sohn, aber nicht für Mary selbst. Daher blieb sie einsam und geächtet, und die Menschen, die sie in einem solchen Umfeld am meisten gebraucht hätte, verspotteten sie und grenzten sie aus.

In den ersten sechs Jahren meines Lebens bekam ich das allerdings nicht wirklich mit. Wir wohnten in einem kleinen Haus in der Rouville Street, und zwar in einem Stadtteil von Hull, der Wrightville hieß, den die Einheimischen jedoch Ragville nannten, weil viele Frauen in der örtlichen Recyclingfabrik arbeiteten. Sozioökonomisch ausgedrückt stand das Haus eindeutig im Armenviertel, aber für meine Eltern war es genau der richtige Ort, um fünf Kinder in die Welt zu setzen. Ich war das dritte, geboren an einem Dezemberabend im Jahr 1948, nachdem ein Sturm die Stadt unter einer dreißig Zentimeter dicken Schneeschicht begraben hatte.

Gezwungenermaßen verbrachten wir einen großen Teil unserer Kindheit im Freien, denn unser Häuschen war so klein, dass wir nur alle darin Platz hatten, wenn wir schliefen. Für die Kinder in unserem Umfeld war es kein Problem, dass wir halb englisch waren, denn wir sprachen genauso gut Französisch wie sie und waren obendrein zahlreich und ziemlich kräftig. Da wir – auch mein Vater – zu Hause aber nur Englisch mit meiner Mutter sprachen, lernte sie nie viel Französisch. Nicht Französisch zu sprechen (und Irin und Indianerin zu sein) bedeutete aber, keine Freunde zu haben. Meine Tante Cécile sprach zwar so gut Englisch, dass sie jenseits des Flusses bei der kanadischen Marine als Zivilangestellte arbeiten konnte, aber sie gab sich keinerlei Mühe, meine Mutter in das Familienleben zu integrieren.

Cécile wohnte zusammen mit ihren Schwestern Irène und Laurette, dem jüngsten Bruder meines Vaters, Laurent, und meiner Großmutter in dem Haus, in dem mein Vater aufgewachsen war. Solange ich in Hull lebte, heirateten die drei Schwestern nicht, erst als ich weg war, schloss Cécile endlich den Bund fürs Leben mit einem Mann, der lange um sie geworben hatte, dem die katholische Kirche jedoch hartnäckig eine Annullierung seiner Ehe verweigert hatte. Laurent war jahrelang verlobt, aber er starb, ehe er sich zu einer Heirat durchringen konnte.

Das Haus stand in der St. Rédempteur Street in der Innenstadt und blieb der Versammlungsort der Familie. Jeden Sonntag nach der Messe nahmen wir dort

ein spätes Mittagessen ein, nachdem wir uns zu Hause rasch umgezogen hatten. Anschließend spielten wir den ganzen Nachmittag. In den ersten paar Jahren meines Lebens ging meine Mutter noch mit, aber diese Pflichtveranstaltungen müssen enorm langweilig für sie gewesen sein, und sie fühlte sich bei diesen Treffen erst recht als Außenseiter. Als ich fünf war, begleitete sie uns nicht mehr zu diesen Sonntagsausflügen.

Nicht lange danach verschwand sie für eine Weile, kurze Zeit später noch einmal. Im Sommer 1955, als ich sechseinhalb Jahre alt war, trennte sie sich schließlich für immer von uns. Wir hatten keine Ahnung, warum sie uns verließ, wo sie war und ob sie je zurückkommen würde. Es hört sich wie ein typisches Klischee an, aber angeblich ging sie zum Film – das erzählten uns jedenfalls die Erwachsenen – und sie kam nie mehr nach Hause zurück.

Irgendwie spürten wir von Anfang an, dass sie wohl nie mehr wiederkommen würde. Unsere Tanten besuchten uns von da an regelmäßig, kümmerten sich um den Haushalt und sagten zu uns und zu allen, die in der Nähe waren: »Bon débarras« – »Ein Glück, dass wir die los sind«. Ich erinnere mich noch genau an einen Besuch unserer Nachbarin Madame Laroque. Tante Irène unterhielt sich ausführlich mit ihr und bemerkte: »Nur ein Dummkopf konnte von einer Engländerin etwas anderes erwarten.« Niemand machte meinem Vater Vorwürfe, obwohl er zumindest blind für die Traurigkeit meiner Mutter gewesen war und taub für ihren Wunsch, wieder nach Osten zu ziehen. Stattdessen verkündeten meine Tanten überall, dass sie jetzt für Ordnung bei uns sorgen würden.

Innerhalb einer Woche war alles geregelt. Unser Haus in der Rouville Street sollte verkauft werden, und meine Brüder Jim und Pete, damals elf und neun Jahre alt, durften mit meinem Vater ins Familienhaus in der St. Rédempteur ziehen. Meine beiden jüngeren Schwestern Norma und Pauline, vier und drei Jahre alt, sollten bei einer Familie in Gatineau unterkommen, einer Kleinstadt, die ein paar Kilometer flussabwärts lag. Die Leute waren Bekannte meines Vaters. Die mittleren Kinder, meine Schwester Louise und ich (sechs und sieben Jahre alt), kamen ins Waisenhaus St. Joseph in Ottawa.

Davon erfuhr ich erst am Morgen des Tages, an dem man uns wegbrachte, daher hatte ich keine Zeit, meine Flucht zu planen. Nachdem mein Vater mir in der Küche erzählt hatte, was uns bevorstand, rannte ich einfach weg. Mein Bruder

und ich hatten im benachbarten Wald ein Versteck, dort wollte ich eine Weile bleiben und mich dann in das Haus in der Rouville Street zurückschleichen und dort wohnen, bis meine Mutter zurückkommen und mich holen würde. Meine beiden Brüder kamen jedoch sehr bald und schleppten mich nach Hause. Das Waisenhaus hatte ein Auto geschickt, um Louise und mich abzuholen. Kurz bevor wir abfuhrten, schenkte mir Jim, mein ältester Bruder, seinen Golfball. Ich hob ihn jahrelang auf.

Ich verbrachte ein Jahr in St. Joseph. Wir trugen weiße Hemden und braune Hosen mit eingenähten Strumpfhaltern, alles handgefertigt von den Nonnen, die das Heim führten. Der Schulhof hinter dem Haus, das mitten in der reichsten Wohngegend Ottawas stand und das wir natürlich nicht verlassen durften, war von einem hohen Maschendrahtzaun umgeben. Ein zweiter Zaun teilte das Gelände in zwei Hälften, um die Mädchen von den Jungen zu trennen. Ich fand mich dort schon bald ziemlich gut zurecht und knüpfte schnell Freundschaften, aber meine Schwester hatte es schwer. Während unserer nachmittäglichen Spielzeit setzte ich mich oft auf einer Seite des Zaunes auf den Asphalt, und Louise saß auf der anderen Seite. Dann hielten wir uns an den Händen, so gut es durch den Draht hinweg eben ging. Ich versicherte ihr immer wieder, dass Mama uns finden und holen würde. Bis dahin wollte ich mich um sie kümmern.

Die Zeit im Waisenhaus war von Anfang an nur als Übergang gedacht, und mein Vater hatte den Nonnen zugesagt, dass er in wenigen Monaten in der Lage sein würde, uns wieder zu sich zu nehmen. Wenn er gelegentlich vorbeikam, brachte er uns Spielsachen mit, aber vor allem die Hoffnung, bald dort herauszukommen. In unserem zweiten Jahr holte mein Vater uns Mitte September dann tatsächlich, allerdings nicht nach Hause, denn der Platz reichte immer noch nicht.

Stattdessen wurde ich zu Doyle Parent, einem Kollegen meines Vaters aus seiner Zeit im Château d'Eau, seiner Frau und ihren zahlreichen Kindern geschickt. Ihr Haus hatte kein Zimmer für ein weiteres Kind, alle Jungen schliefen in einem Raum, alle Mädchen in einem anderen. Doyle und seine Frau waren großzügig und großzügig, und nach den Erfahrungen im Waisenhaus war das Leben dort ein zwar chaotisches, aber sehr angenehmes Abenteuer. Das gute Essen und die Freiheit waren besonders willkommene Veränderungen. Doyles Frau aß

gerne und bereitete ebenso gerne die Mahlzeiten für die Familie zu. Und weil dort ein Dutzend Personen auf knapp 75 Quadratmetern zusammenlebten, sah sie es auch gerne, wenn wir draußen spielten.

Die Nähe zu meiner Familie empfand ich ebenfalls als große Erleichterung. Ich lebte nicht nur wieder auf der richtigen Seite des Flusses, im französischen Quebec, und nicht mehr im englischen Ontario, sondern war obendrein nur ein paar Straßenecken von unserem Haus in der St. Rédempteur Street entfernt. Trotzdem war ich dort kein regelmäßiger Gast, aus Gründen, die heute sonderbar erscheinen mögen: Das Haus in der St. Rédempteur gehörte zur Pfarrgemeinde St. Bernadette, während das Elternhaus in der Charlevoix Street zur Gemeinde St. Rédempteur gehörte. Damals bestimmte die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde, in der man lebte, aber nicht nur, welche Kirche man besuchte, sondern auch, wo die Frauen einkauften (Doyles Frau ging zum Beispiel zu Laurin, meine Tanten bevorzugten Labelle). Und die Männer besuchten unterschiedliche Kneipen (Doyle die »Alberta«, mein Vater »Les Braves du Coin«). Und was die Kinder betraf, entschied die Pfarrgemeinde darüber, wo die Freunde wohnen durften, in welche Billardhallen sie gehen konnten, welchen Mädchen sie nachstellen und sogar, welche Straßen sie benutzen durften, ohne belästigt und ins eigene Revier zurückgejagt zu werden.

Obwohl wir alle in dieselbe Schule gingen – Notre-Dame d'Annonciation auf der anderen Seite des Baches in Ragville –, kehrten wir zu unserem eigenen kleinen Stamm zurück, sobald am Abend die Schulglocke geklingelt hatte.

Allerdings konnte man die Pfarrgemeinde ohne große Probleme wechseln, wenn man unbedingt wollte. Und je jünger man war, desto einfacher war es. Darum verabschiedete ich mich nach einem Jahr von St. Rédempteur und schloss mich St. Bernadette an. Jetzt öffnete sich mir auch die St. Rédempteur Street.

Die Charbonneaus waren gute Freunde der Familie und bewohnten dort das Haus mit der Nummer 156 ebenso lange wie die Familie meines Vaters im Haus mit der Nummer 158 lebte. Auch sie hatten eine Menge Kinder, die jedoch schon älter waren und allmählich auszogen. Das bedeutete, dass ich bei ihnen einziehen konnte, und genau das tat ich im Spätsommer 1957 kurz vor Beginn meines dritten Schuljahres.

Während dieser Zeit, war es fast so, als würde ich bei meiner Familie wohnen, denn ich war sehr oft dort. Und im nächsten Sommer konnte ich dann tatsächlich

wieder einziehen, weil mein Onkel Laurent an einer Krankheit starb, über die wir Kinder nichts Genaues erfuhren.

Ich machte mir keine Illusionen, dass im Hause der Familie alles warm und gemütlich sein würde, dafür kannte ich meine Tanten zu gut. Natürlich war es schön, wieder unter demselben Dach wie meine Brüder zu leben und ihre Freundschaft und Unterstützung auf der Straße zu genießen. Aber es dauerte nicht lange, bis die Spannungen zwischen meinen Tanten und mir zunahmen.

Sie hörten nicht auf, meine Mutter herabzusetzen. Und jedes Mal, wenn wir etwas taten, was ihnen missfiel, pflegten sie entrüstet zu rufen: »Mary tout chié«. Das bedeutete in etwa: »Ihr seid Dreck wie eure Mutter.« Wenn Irène das sagte, die Tante, die uns den Haushalt führte und daher nicht arbeiten ging, antworteten wir ihr meist auf Englisch, was sie furchtbar ärgerte. Dann rannten wir davon.

Während einer dieser Schimpfkanonaden erfuhr ich von Irène mit einiger Verspätung, dass meine Mutter halb Irin, halb Indianerin war. »C'est une maudite Irlandaise pis l'autre moitié sauvage«, schimpfte sie (»Sie ist eine verdammte Irländerin und zur anderen Hälfte eine Wilde.«) Diese Worte hatten auf mich allerdings eine ganz andere Wirkung als beabsichtigt. Denn plötzlich war ich etwas Besonderes, weder Engländer noch Franzose, sondern etwas anderes.

Unseren ersten Fernseher hatten wir schon bekommen, als wir noch in der Rouville Street wohnten. Jeden Samstag stellten wir die Wanne, in der wir einmal in der Woche badeten, ins Wohnzimmer, dann sah ich mir abends eine Westernserie an, während ich eingeweicht und geschrubbt wurde. Damals sendeten die Kanäle einen Indianerkopf als Testbild, wenn sie kein Programm ausstrahlten. Ich war total begeistert davon. Irgendwann begann ich, die stoische Miene des Fernsehindianers zu imitieren und vor den Erwachsenen einzuüben. Immer wenn diese mich schimpften, startete ich sie nur an. »R'garde-moi pas avec tes yeux tueurs!«, schrie meine Tante mich dann an – »Schau mich nicht mit deinen Mörderaugen an!« Dann befahl mir mein Vater: »Pis change ta face!«

Meine Imitation des Indianerkopfes und vor allem die Wirkung, die dies offenbar auf andere hatte, weckten mein Interesse an Mienenspielen und Körpersprache, an wirksamen und subtilen Arten der Kommunikation. Das hatte vielleicht auch damit zu tun, dass ich immer klein und zierlich gewesen war und daher wusste, dass ich andere nicht mit meinem Körper auf mich aufmerksam

machen oder gar beeindrucken konnte. Also begann ich, meine Fähigkeit zu entwickeln, nonverbal präzise Botschaften zu vermitteln, sei es mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes, sei es mit einer kleinen Geste. Außerdem studierte ich jeden Menschen, dem ich begegnete, ganz genau und versuchte anhand seiner Bewegungen herauszufinden, was er dachte. Ich sah sicher nicht unbedingt mehr als andere und fing vielleicht auch keine nonverbalen Botschaften auf, die andere übersahen, aber ich sammelte und ordnete solche subtilen Signale für mich. Gesichtsausdruck und Körpersprache wurden in diesem Sinne für mich eine dritte Sprache, die zwar alle sprachen, aber nicht immer verstanden. Nur wenige konnten in dieser Sprache lügen, ich schon.

Dadurch wurde mein Verhältnis zu meinen Tanten jedoch nicht besser. Ich war zwar nicht aufsässiger oder unartiger als Jimmy oder Pete, aber ich war störrischer. Wenn Jimmy wegen einer Missetat gerügt wurde, knickte er schnell ein und entschuldigte sich überschwänglich. Und Pete leugnete alles. Ich hingegen sagte kein Wort und nahm meine Strafe einfach hin. Eines Freitags hatte sich Tante Cécile wieder einmal furchtbar geärgert – dabei ging es nicht darum, dass Pete Tante Irènes Wellensittich mit der Gabel erstochen hatte wie einige Zeit zuvor – und daher beschlossen, sich am nächsten Montag beim Priester über mich zu beschweren. Ende der sechziger Jahre hatte die Kirche in Quebec noch sehr viel Macht, und der Priester war daher mehr als nur Prediger und Beichtvater, er war fast eine Art Richter in der Gemeinde. In dieser Eigenschaft wurde er nur in sehr ernstesten Fällen angerufen. Mir war daher klar, was Tante Céciles Drohung bedeutete, und ich fürchtete mich entsetzlich. Wahrscheinlich würde man mich als schwer erziehbaren Jungen in eine Erziehungsanstalt schicken, womöglich in das berüchtigte Mont St-Antoine in Montreal. Das Mont wurde von »Brüdern« geführt, und die physischen und sexuellen Übergriffe, die dort vorkamen, waren sogar damals legendär. Mein Freund Conrad Carré hatte sechs Monate dort verbracht und mir nach seiner Rückkehr die Narben auf seinem Rücken gezeigt. Die Brüder hatten ein Gerät zusammengebaut, das Schüler automatisch auspeitschte.

Also stand ich am nächsten Morgen, einem Samstag, zeitig auf, stahl vierzig Dollar aus Céciles Geldbörse und verließ das Haus. Zwei Nächte konnte ich bei einem Freund bleiben, dann warf mich seine Mutter hinaus. Da ich meine Bücher nicht dabei hatte und ohnehin keine große Lust verspürte, in die Schule zu gehen,

schrieb ich mir eine Entschuldigung wegen Krankheit und fälschte die Unterschrift meines Vaters. Dann passte ich Pete auf dem Weg zur Schule ab und gab ihm den Zettel mit. Wäre ich unentschuldigt nicht in die Schule gegangen, hätten mich die Beamten, die sich um Schulschwänzer kümmerten, gesucht, und wenn sie mich gefunden hätten, wäre mir die Erziehungsanstalt sicher gewesen.

Es war Februar und sehr kalt. Mein Vater hatte ein altes Auto im Hinterhof stehen, das er sukzessive ausschaltete, und nachdem ich mich einen Tag lang versteckt hatte, verbrachte ich darin den größten Teil der Nacht. Mein Vater und meine Tanten wussten bestimmt, dass ich im Auto war, denn es stand direkt vor dem Küchenfenster, und die Küche war der meistfrequentierte Raum des Hauses. Trotzdem ließen sie mich draußen übernachten. Vermutlich wollten sie mir so eine Lektion erteilen. Das habe ich ihnen nie verziehen.

In der zweiten Nacht fand ich zwei Decken auf dem Rücksitz, die Pete dort hingelegt hatte. Am nächsten Tag trafen wir uns, und er erzählte mir von »Les Chambres Pichard«, einem Wohnheim auf der anderen Seite des Sportplatzes, das Zimmer vermietete. Mit einem Teil des Geldes aus Céciles Börse bezahlte ich dort für zwei Wochen und zog ein.

Die anderen Mieter waren Nutten, ein paar alte Säufer und ein oder zwei Ganoven. Ich war natürlich das einzige Kind. In den ersten zwei Tagen versteckte ich mich noch die meiste Zeit und blieb in meinem kleinen Zimmer allein. Nur ganz selten wagte ich mich hinaus. Pete brachte mir meine Bücher und einige Kleider, damit ich wieder zur Schule gehen konnte. Nach etwa einer Woche brachte mir mein Freund Claude Proulx sogar ein Fahrrad, das er angeblich gefunden hatte, was ich ihm aber nicht wirklich glaubte. Doch ganz egal, wo das Fahrrad auch herkam, fahren war auf jeden Fall besser als gehen, und das sogar im Schnee.

Inzwischen kannte ich viele meiner Nachbarn im Wohnheim, vor allem die Prostituierten. Sie ließen gern ihre Türen offen und gingen von Zimmer zu Zimmer, um zu plaudern. Es dauerte allerdings ein paar Tage, bis ich es wagte, mit ihnen zu reden. Eines Tages klopfte eine ältere Frau mit blond gebleichtem Haar und viel zu grellem Make-up an meine Tür. Sie war groß und ziemlich stämmig, und wie sie da in ihrem bodenlangen Bademantel an der Tür stand, kam sie mir ziemlich abschreckend und furchterregend vor. Sie hielt einen gefüllten Teller in

einer Hand und fragte: »Hast du etwas gegessen?« Als ich verneinte, reichte sie ihn mir. »Ich heiÙe Lorraine und wohne in Zimmer sieben«, erklärte sie und ging.

Nach dem Essen wusch ich den Teller ab und brachte ihn Lorraine zurück. Sie nutzte die Gelegenheit und stellte mir ein paar Fragen, und ich erzählte ihr alles. Es tat gut, sich jemandem anvertrauen zu können, und wir unterhielten uns lange – stundenlang, wie mir schien. Unter ihrer rauhen, geschaftsmaÙigen Schale war Lorraine immer noch rau und nüchtern. Offenbar hatte sie ein Leben voller Betrug, Enttäuschung und wohl auch Gewalt hinter sich. Doch sie nahm mich unter ihre Fittiche, ohne einen Lohn dafür zu erwarten, und kümmerte sich genauso gut um mich wie die anderen Mutterfiguren, die ich bis dahin gehabt hatte.

Nach dieser ersten Mahlzeit achtete sie immer darauf, dass ich genug zu essen bekam. Die meisten Mädchen brachten nach einer langen Nacht in Kneipen wie »Chez Henri« oder dem 24 Stunden geöffneten »El Matador« etwas zu essen mit. Auf Anweisung von Lorraine, die eindeutig das Sagen hatte, sodass sie rückblickend betrachtet wohl eher eine Puffmutter war als eine Nutte, fiel immer etwas für mich ab. Zum Frühstück gab es oft Brathähnchen und Pommes frites anstatt Haferflocken und Toast, das machte mir natürlich nichts.

Lorraine hatte die Mädchen auch angewiesen, mich an jedem Waschtage zu fragen, ob ich Kleider hatte, die gewaschen werden mussten. Sie achtete auch darauf, dass ich rechtzeitig zur Schule kam und meine Hausaufgaben machte. Und sie sorgte dafür, dass keines der Mädchen – die alle jünger, lebhafter und alberner waren als sie – zu freundschaftlich mit mir umging. SchlieÙlich war ich erst elf oder zwölf.

Als meine zwei Wochen fast vorbei waren, begann ich mir Sorgen zu machen, wie ich die Miete weiterhin bezahlen sollte. Ich genoss das Leben im »Les Chambres Pichard« und hatte überhaupt keine Lust, reumütig nach Hause zurückzukehren. SchlieÙlich waren mein Vater und meine Tanten anscheinend froh, mich los zu sein, denn sie wussten ja, wo ich war – immerhin traf ich Pete jeden Tag –, aber sie unternahmen nichts. Ich war viel zu stolz und zu stur, um einfach so nach Hause zu gehen. Also besprach ich die Lage mit Claude Proulx, und der erklärte mir, wie ich mühelos fünfzig Dollar stehlen konnte. Nach der Schule und am Wochenende arbeitete er als Mechaniker in einem Autohaus in der Carillon Street, und wusste daher, dass sein Chef das Bargeld für den nächsten Tag jeden Abend in

einer leeren Ölfilterschachtel auf einem Regal hinter der Kasse versteckte. Wenn ich das Fenster mit einem Stein einschlug, dann könnte ich mich einfach bedienen. Dazu war ich zwar durchaus bereit, aber nur als letzte Rettungsmaßnahme, denn immerhin bestand die Gefahr, dass Claude dann seine Stelle verlieren würde.

Also erzählte ich letztlich auch Lorraine von meinem Problem, und sie riet mir, die Finger von dem Einbruch zu lassen. »Du wirst es auch so schaffen. Mach dir keine Sorgen.«

Und vom nächsten Tag an erteilten mir die Mädchen kleine Aufträge. Zuerst war ich Zeitnehmer. Wenn ein Mädchen mit ihren Stammkunden in ihr Zimmer ging, notierte ich mir die Ankunftszeit und klopfte nach 45 Minuten an die Tür: »Die Zeit ist um.« Dafür bekam ich jedes Mal einen Dollar. Außerdem kaufte ich für sie Zigaretten und andere Dinge ein. Ein Mädchen holte sich ihren Tabak in Dosen und rauchte gerne handgedrehte Zigaretten. So wurde das Drehen von Zigaretten für mich zu einer weiteren Einkommensquelle.

Manchmal musste ich auch größere Reisen unternehmen. Denn Kondome waren im Quebec der sechziger Jahre zwar nicht verboten, aber durchaus schwierig zu bekommen. Deshalb fuhr ich im Auftrag der Mädchen mit dem Rad über die Brücke, durch die Innenstadt von Ottawa und zu dem roten Backsteinhaus eines schmierigen alten Mannes in der Frank Street, der heimlich Pornografie, Sexspielzeug und Kondome verkaufte. Wenn ich an die Seitentür klopfte, öffnete der Alte nur einen Spalt. Dann sagte ich ihm, welches Mädchen mich geschickt hatte, und er übergab mir ein Päckchen. Danach stieg ich wieder auf mein Fahrrad und fuhr nach Hull zurück. Geld war da keines im Spiel, die Mädchen bezahlten ihn offenbar auf andere Weise. Für solche Aufträge bekam ich zwei bis fünf Dollar, je nachdem, wie reich meine Kundin sich fühlte.

Dank dieser Gelegenheitsjobs hatte ich keine Mühe, jede Woche zehn Dollar für meine Miete zu zahlen, und so lebte ich glücklich und zufrieden im »Les Chambres«. Pete besuchte mich regelmäßig, ebenso der Rest unserer kleinen Gang. Die Eltern der Jungs hätten sich sicherlich zu Tode geschämt, wenn man sie in diesem Stadtteil gesehen hätte, und sie wären entsetzt gewesen, wenn sie gewusst hätten, dass ihre Kinder sich dort aufhielten. Trotzdem, meine Freunde nahmen das Risiko auf sich, streng bestraft zu werden, weil sie es aufregend fanden, mit den Bewohnerinnen des Heimes zu plaudern.